

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Im Namen Gottes, des Vaters.... Von Hans Stiftegger

[urn:nbn:de:bsz:31-338704](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338704)

Friedens und der christlichen Liebe, der Zucht und Ehrbarkeit und des aufbauenden Lebenswandels."

Der Beifall der Mitglieder lohnt seine Worte.

Noch lange sitzen sie wieder einmal beim Weine gemächlich beieinander und machen Pläne für die Zukunft; sie rathschlagen, wie aus der Totenstadt wieder neues Leben erblühen könnte.

Das neue Leben ist erblüht. Aber bis auf unsere Tage lebt das Gedächtnis an jene schreckliche Zeit fort. Die St. Sebastiansstatue beim Schhaus, wo man zur Unterstadtkapelle geht, mahnt daran. Aber auch das Andenken an Kaspar Miller, den edlen Stifter, lebt noch fort. Die 300 Gulden blieben bis 1854 bei der Stadt stehen. Damals wurden sie zu-

jammen mit 1100 Gulden, um welche die St. Trankstube gekauft hatte, an den Bürgerverein bezahlt. Dieser legte die 1400 Gulden auf des Neujahrstrunkes. Denn zu einem Trunk am Jahrestage Kaspar Millers reichten schon lange nicht mehr. Jener Trunk ist auf dem Neujahrstag zusammengelegt worden jedes Mitglied leert bei dieser Versammlung noch den silbernen Vereinspokal "auf des Stifters Meinung" und gelobt, die Ehre zu fördern durch Friede, Eintracht, Sittsamkeit und Ordnung unter der Bürgerschaft.

## Im Namen Gottes, des Vaters . . . .

Von Hans Stifegger.



Der Dichter hatte von der Direktion des Stadttheaters einen Brief bekommen: "Ihr uns eingereichtes Schauspiel ist angenommen. Es soll noch in dieser Spielzeit zur Aufführung gelangen. Wir bitten Sie, sich in den nächsten Tagen bei uns einzufinden, damit wir das Nähere besprechen können."

Der Dichter schwelgte in Glück, wie es wohl alle Dichter tun, die solche oder ähnliche Briefe erhalten. Gleich am nächsten Tage zog er seinen besten Rock an, der noch immer kein

sehr guter war, und begab sich zur Direktion. Der Direktor kam ihm mit freundlicher Begrüßung entgegen, nannte sein Stück ein Meisterwerk der Volksdichtung und kündigte den größten Theatererfolg an, den man seit Jahren erlebt habe. Dann sah man sich das Manuskript gleich ein wenig an, weil gerade Zeit und Gelegenheit war. Der Direktor hatte sich beim Lesen einige Anmerkungen gemacht. Hier schien ihm eine kleine Aenderung nötig, dort eine Kürzung. Der Dichter ordnete sich bescheiden den Vorschlägen des Theatermannes unter.

Da stießen sie weiterblättern auf den Schluß des zweiten Aktes. Hier hatte sich der Direktor wieder eine Anmerkung gemacht. "Ja, richtig," sagte er: "Sehen Sie, hier endet ein Akt damit, daß der Müller, der auf die Nachricht vom Tode seines Sohnes in die Stadt kommt, die Stube betritt und das Kreuz schlägt: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. — Ich verstehe, was Sie meinen. Sie lassen einen biederen, frommen Menschen vom Lande kommen. Er tritt in die vornehme Wohnung, aber er vergißt nicht, dem Brauch seines Dorfes treu zu bleiben. Sehr gut. Das kennzeichnet den Mann sogleich und macht für ihn Stimmung. Aber trotzdem würde ich

sehr raten, diesen Aktluß zu ändern. Das Publikum liebt dergleichen nicht. Sie kennen was ein Publikum zu wenig." — Der Dichter ließ sich einen Augenblick, dann sagte er bestimmt unkenig bleiben. "Nein, Herr Direktor. Dieser Schluß muß bleiben. Daran kann ganz und gar nichts gekürzt werden." "Aber, lieber Freund," wollte der Direktor lächelnd begütigen, "an diesem Kreuz, das kann Ihnen doch nicht gar so viel gelegen sein. Ich sage Ihnen, dem Geschäft schadet es nie. In diesem Kreuzzeichen liegt mir viel, liegt mir sehr viel und das Geschäft ist mir nicht so sehr wichtig." sagte der Dichter in einem Ton, der andeutete, daß dies sein letztes Wort war und mit ihm über das darüber nicht gesprochen werden konnte. Vor dem denn dieser Aktluß ungeändert, wenn auch der Direktor mißbilligend und offensichtlich wenn er den Kopf schüttelte. Sie haben doch wohl ihre Launen, diese Dichter.

An dem gleichen Tage, ja fast zur gleichen Zeit hatte der Schauspieler Felix Prantner ein großes Erlebnis. Er ging eben in seiner Studierstube hin und nieder und nahm eine alte Rolle, die da ihm nächst wieder einmal spielen sollte, Szene für Szene durch, da läutete jemand an seiner Wohnzimmertür. Er hörte den Diener öffnen, er vernahm einen kurzen Wortwechsel, dann kam der Diener und meldete, es seien zwei Kinder draußen. Schwärzliche gnädigen Herrn zu sprechen wünschten, allen er aber in ländlicher Kleidung und sie hätten einen Brief an den gnädigen Herrn. Der Diener vor war ein wenig verstimmt über die Schwärzlichen, gab ihnen eine der häufigen Betteleien, gab ihnen einen Zweikronenschein und befahl ihnen, damit abzufertigen. Wieder wurde laut, der Diener störendes Stimmengemurmel laut, der Diener zurück: Nein, das gehe nicht. Die Kinder wollten loszubringen, sie hätten ihren Brief an den gnädigen Herrn abzugeben.

Der Schauspieler warf sein Buch auf den Tisch. Also dann herein mit den Kindern.

Gleich darauf schoben sie sich bei der Tür zu Boran ein Knabe, etwa sechsjährig, dann, wandte gezogen, ein ängstliches, kleineres Mädchen, die rotwangig und fest, gesund und blond, lächelte mit

gekleidet. Der Diener, der ihnen folgte, lachte sie frech und mißtraulich. Kaum waren die Kinder zur Türe herein, so suchte der Junge an den Türpfosten und an der Zimmerwand etwas zu fuchen, war bald klar, denn als er es nicht fand, suchte er das Weihwasserleßchen, begnügte er sich damit, indem er sich selbst mit trockenem Finger das Kreuzzeichen auf Stirne, Mund und Brust zu machen. So, nun erst waren sie wirklich. Der Diener lächelte hämisch. Jetzt sah sich der Knabe den Mann an, in dessen Stube er stand, und ergriffte aus der Innentasche seiner Lodenjoppe ein verknittertes Papier und reichte es dem Schauspieler hin. Es war ein Brief. Auf dem Umschlag stand des Schauspielers genaue Adresse, mit ungeheueren, ungeschlachten Buchstaben geschrieben.

Der Schauspieler erbrach den Brief, trat ans Fenster, zog das Papier heraus, das in dem Umschlag steckte, und begann die Schrift zu enträtseln. Er kenne zwar einige Mühe dabei, denn dieses Schriftstück sprach aller Art aus, und nichtigste nicht gekunstet. Aber er wollte desto der Schauspielerem Kreuz, desto mehr Gelegenheit in Erstaunen, bis er alle Buchstaben, die ihm vorlag, liegtes keine besondere Schwierigkeit aufwies, er andern, sondern sich kreuzweise mit ihm quer überschlugen, konnte. Vor den Augen zu liegen, wenn es begann. Ja, schließlich wenn das möglich, doch woher stand? War das überhaupt ein Brief? Was für ein Brief? Er trieb denn da ein Spiel? Diese Studie fremden Landessprache, die da sollten sein, und seine Nichte sein? Der Brief stammt von der Wohntür gewiss Anastasia Troesch, einer der benachbarten Nachbarin, wie sie sich selber nannte. Der Brief diese mitteilidige Nachbarin sendete die beiden Schwestern, Schwesterkinder dem Herrn Prantner zu, die sie hätte Waisen sei! Sie seien die leiblichen Kinder. Der Vater vor wenigen Tagen gestorbenen Schwester, die Stürmischen Herrn, Theresia Wiltringer, geborenen, gab er, und des Postbediensteten Alois Wiltringer, sah ihn, in einem halben Jahre im Kriege gefallen wurde und es sei ein arger Jammer, wie allein diese Kinder, der die Waisen hier in Innsbruck stünden, ganz Kinder Anverwandte. Und sie, die mitteilidige Nachbarin, habe es der Theresia Wiltringer auf dem Wege versprochen, daß sie die beiden Kinder auch auf den Onkel nach Wien senden werde, der ja ein guter Herr sei und von dem immer in der Zeitung zu lesen stehe. Er werde als der einzige Onkel, dann, wandte die Kinder sicher gut aufnehmen. Das Mädchen sie, die mitteilidige Nachbarin, sei selber arm und blöde, lände mit drei eigenen Kindern ihre liebe Not.

In Gottes Namen also möge der gnädige Herr sich der Kinder annehmen, die Vater und Mutter verloren hätten. Und mit vielen Handküssen die ergebene Anastasia Troesch, die mitteilidige Nachbarin. . . .

Der Schauspieler blickte über das Papier weg auf die beiden Kinder hin, die unbeweglich bei der Türe standen. Der Knabe hielt das Mädchen an der Hand und beide sahen mit großen, klaren Augen auf den Mann, der den Brief der Nachbarin las, und warteten, was jetzt geschehen werde. Um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, tat der Schauspieler, als lese er noch in dem Brief. Ja, es stimmte. Er hatte eine um vieles jüngere Schwester namens Theresie gehabt, Sie war noch ein kleines Schulmädchen mit Gängezöpfen, als er das Elternhaus verließ. Er hatte sie niemals wieder gesehen. Bald darauf war die Mutter gestorben; das erfuhr er, während er eben mit einer Gastspieltruppe nach Amerika reiste. Als er zurückkam, blühten schon die Blumen auf dem Grabhügel und die Schwester war, so hieß es, mit einer Freundin auf das Land gezogen. Anfangs hatte es ihn ein wenig gekränkt, daß sie niemals etwas von sich hören ließ. Sein Name wurde doch in den Zeitungen oft genug genannt und seine Adresse hätte sie ohne Schwierigkeit erfahren können. Aber dieses kleine Mädchen empfand wohl auch jenes geringschätzige Mißtrauen gegen seinen Stand, das sie ja daheim alle immer gehabt, am meisten der Vater, der längst tot war. Nun gut. Er hatte ja seinen



Er nestelte aus der Innentasche seiner Lodenjoppe ein arg verknittertes Papier und reichte es dem Schauspieler hin.

Weg gemacht. Er konnte zufrieden sein. Wenn die Seinigen nichts von ihm wissen wollten — er hatte keinen Grund, sich ihnen aufzudrängen. Er besaß genug hochstehende Freunde, er ging in adeligen Familien aus und ein. . . . Immer noch standen die beiden Kinder regungslos wartend da. Wie jung mußte die Schwester jenen Postbediensteten Alois Wiltringer geheiratet haben, daß hier schon zwei so erwachsene Kinder standen! Zwei Waisenkinder. Der Vater im Kriege gefallen, die Mutter gestorben. Beide sahen sie seiner Schwester ähnlich, die er ja nur als kleines Mädchen in Erinnerung hatte. Ja, so große blaue Augen hatte sie auch gehabt, gerade so hatte sich ihr das blonde Haar ins Gesicht geringelt. — Aber was in aller Welt sollte er mit diesen Kindern nun beginnen? Wie stellte sich denn die mitteilidige Frau Nachbarin das eigentlich vor? Die meinte wohl, er werde die Kinder nun ganz einfach zu sich ins Haus nehmen. Als ob das so ohne weiteres ginge! Da hätte er doch eine größere Wohnung gebraucht, seine ganze Lebensweise wäre ihm über den

Saufen geworfen worden. Vor allem wäre seine Ruhe gestört gewesen, seine Ruhe, die er so notwendig brauchte, um arbeiten zu können. Und überhaupt: Was würden die Freunde dazu sagen, was sollte aus den Gesellschaftsabenden werden? Nein, das ging natürlich nicht. Daran war natürlich ganz und gar nicht zu denken. Welche Sorgen doch der lächerliche Einfall einer Provinzlerin bringen kann. Doch halt! Stand hier in dem Briefe nicht, die Schwester habe auf dem Sterbebett gebeten, man möge die Kinder zu ihm senden? Ja, die hatte eben auch keine rechte Vorstellung von den Schwierigkeiten, die sie ihm damit bereitete. Ueberhaupt war es seltsam, daß sie, die sich so viele Jahre lang niemals um ihn gekümmert hatte, ihm jetzt plötzlich diese Last aufbürden wollte. Kurzum: Nein, das ging nicht. Es sah gewiß hart aus, aber hier war Härte am Platze. Nur in derlei wichtigen Dingen nicht weich und zaghaft sein. Niemand in der Welt konnte ihm ernstlich zumuten, daß er, ein Künstler, jetzt plötzlich seine Ruhe und Ungebundenheit einer Sentimentalität zum Opfer bringen sollte — kein Gesetz konnte ihn dazu verpflichten.

Jetzt hob er den Blick von dem Briefblatt, faltete es zusammen und warf es auf den Tisch. „Albert,“ sagte er zu dem Diener, indem er ihn näher heranzwinkte, „geben Sie acht, was ich Ihnen auftrage! Diese Kinder bleiben heute die Nacht über bei uns. Das Fremdenzimmer wird für sie zurecht gemacht. Morgen früh bringen Sie die Kinder zur Bahn, lösen ihnen Fahrkarten nach Innsbruck und begleiten sie bis in den Wagen. Hier haben Sie Geld. Was übrig bleibt, geben Sie dem Knaben mit. Auch genügendes Essen müssen die Kinder auf die Fahrt mitbekommen. Haben Sie mich verstanden? Gut. Also Kinder, Ihr fahrt wieder heim. Ich kann Euch nicht hier bei mir behalten, es tut mir recht leid... Lebt wohl...“ Eigentlich verspürte er Lust, sich ein wenig mit den Kindern hinzusetzen, mit ihnen zu plaudern, sie nach der Mutter zu fragen... Aber nur jetzt keine Sentimentalitäten, nur jetzt hart bleiben, denn welchen Sinn hätte es gehabt, den Kindern den Abschied zu erschweren? Mit einer kühlen Handbewegung entließ er sie und wendete sich weg. Einen Augenblick später hatte der Diener die Kinder in das Fremdenzimmer hinübergeführt.

Abends im Theater trat der Direktor vor der Vorstellung leutselig zu dem Schauspieler Prantner. „Ein neues Stück habe ich erworben, ein Stück sage ich Ihnen, lieber Prantner, da werden Sie schauen! Für Sie ist auch eine feine Rolle da, passen Sie auf! In sechs Wochen müssen wir damit heraus sein, damit wir den Bombenerfolg vor Saisonchluss noch recht ausnützen können.“

Und wirklich waren sie in sechs Wochen mit dem Stück „heraus“. Es war fieberhaft daran gearbeitet worden. In der letzten Zeit hatte es fast täglich Proben gegeben. Aber jetzt sah alles, jetzt klappte alles wunderbar und heute wurde die große Schlacht geschlagen. Auch wenn man auf den Bühnenbreitern schon lange daheim ist und sich das Lampenfieber längst abgewöhnt hat, ist man an solchen Tagen immer ein wenig erregt, dagegen hilft keine Gewöhnung. An solchen bedeutungsvollen Abenden ist die Luft im Theater wie mit Elektrizität geladen, das spürt man lange vor Beginn und es ist fast wie

eine Erleichterung, wenn durch den Beifall nach dem ersten Akt die Entladung begonnen hat.

Der erste Akt schlug gleich so stark ein, daß der Sieg schon so gut wie sicher war. Am Ende des zweiten Aktes kam der Schauspieler Prantner zum ersten Male auf die Bühne. Ein alter Müller tritt in eine vornehme Stadtwohnung, in der sich üble Dinge ereignet haben, in der gestern sein Sohn ermordet wurde, sein Sohn, der es längst nicht mehr war, der sich ihm entfremdet, der sich vom Elternhaus losgesagt hatte... Wie seltsam das war, daß in diese unreine, ungesunde Luft ein alter, biederer Landmann trat, an der Schwelle des Zimmers stehen blieb und dann, wie man auf dem Lande tut, wenn man ein Haus betritt, frommen Sinnes auf Stirn, Mund und Brust das Kreuz zeichnete: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“... Wie seltsam das war!... Der Vorhang fiel.

Mächtig rauschte der Beifall auf. Der Dichter kam auf die Bühne, alle Darsteller kamen und verneigten sich. Der Schauspieler Prantner kam nicht. Der Schauspieler Felix Prantner saß in seinem Ankleideraum auf einem Stuhl und hatte die Hände vor sich auf den Tisch gelegt. Es schien ihm, als sei er plötzlich unjählich müde. Droben auf der Bühne ging der Vorhang immer noch in die Höhe, der Beifall nahm kein Ende. Der Regisseur klopfte an seine Türe: Ob er denn nicht auch auf die Bühne kommen wollte? Nein, er hatte ja noch nicht gespielt. Er hatte ja erst ein Kreuz gemacht. Mit dieser Hand, mit dieser gepflegten Hand hatte er ein Kreuz gemacht. Nach wieviel Jahren zum ersten Male wieder? Bei den Proben hatte er die Bewegung immer nur markiert. Ein wirkliches Kreuzeszeichen hatte er nicht mehr gemacht, seit er von daheim fort war. Das waren jetzt sechzehn, schon achtzehn Jahre. Die Eltern waren von ihm so streng gewesen. Immer, wenn man sich in die Tische setzte, immer, wenn man von der Mahle aufstand, mußte gebetet werden. Hier saßen die Kinder, der Knabe und das viel jüngere, blonde Schwesterlein, da, ihnen zur Rechten, saß die Mutter, den Kindern gegenüber der Vater und der vierten Tischseite die alte Magd Billi. Man durfte nicht schwagen beim Essen, man durfte nicht mit dem Messer auf dem Teller klappern, das man mußte ehrfürchtig behandelt werden. Nach dem Essen und nach dem Tischgebet mußten die Kinder den Eltern dankend die Hände küssen. Die Kinder, der Knabe und das kleine, blonde Schwesterlein, vor achtzehn Jahren.

Man hatte schon begonnen, den dritten Akt zu spielen. Sein Stichwort nahte, er mußte gleich auf die Bühne. Einen Blick noch in den Spiegel: Ja, ein ganz vortreffliche Maske, ein wirkliches, biederes Landgesicht! Aber wie müde er doch war! Ach, ein Knabe und ein kleines, blondes Schwesterlein. Zwei Minuten später stand er auf der Bühne. Ein wahres Glück, daß er seine Rolle so gut gelernt hatte, sonst hätte es heute sicher eine Entgeißelung gegeben. Er konnte seine Gedanken nur mühsam beisammen halten und eine fast quälende Unruhe war in ihm. Und überhaupt, war das denn die richtige Rolle für ihn: ein gütiger, bis in die tiefste Seele braver, frommer Mann? Gut, es war eine sehr dankbare Rolle. Aber war denn das seine Rolle?

Es geht nicht in denn die gehen? ihren Be Der Garder natürlich maßt, de Prant sieht. „I muß he ren. Pr noch nich „Aber Sie am Was in müßn n Allein tief heim daß der fuhr. E Sie hab gefagt? Alle Lieb Kopfe, be Briefschaf lagen, da höbert, se Der Brie der „mi in Innsb namen u Trief! hier war engelkleide apphenan Dienstpla schaftliche



Es gab wirklich einen Theatererfolg, wie man ihn nicht in allen zehn Jahren einmal erlebt. Wollten denn die Leute heute überhaupt nicht mehr heimgehen? Waren sie denn immer noch nicht müde, ihren Beifall auf die Bühne hinunterzuschreien?

Der Direktor kam hochroten Gesichtes in die Garderobe des Schauspielers Prantner. „Sie gehen natürlich mit, mein Lieber! Wir halten ein Siegesmahl, den Dichter lassen wir auch nicht entweichen.“

Prantner wusch sich hastig die Schminke vom Gesicht. „Nein,“ sagte er. „Ich komme nicht mit. Ich muß heim.“ — Der Direktor stand starr vor Staunen. Prantner nach dem Theater heim? Das war noch nicht dagewesen.

„Aber, was machen Sie denn jetzt daheim? Sind Sie am Ende krank? Sie haben doch keine Familie. Was in aller Welt ist denn mit Ihnen los? Nein, Sie müssen mit uns, selbstverständlich müssen Sie mit.“

„Aber es half nichts. Prantner ging heim. Er lief heim. Er läutete an seinem Haustor Sturm, daß der Hausbesorger erschrocken aus den Federn fuhr. Er riß die Türen seiner Wohnung auf. Wie, Sie haben doch keine Familie“, hatte der Direktor gesagt? Woher wissen Sie dieses, Herr Direktor?

Alle Lichter drehte er auf, den Hut noch auf dem Kopfe, begann er zu suchen, zunächst wurden die Briefschasten durchwühlt, die auf dem Schreibtisch lagen, dann wurden Laden aufgerissen und durchstöbert, schließlich wurde der Papierkorb ausgeleert. Der Brief! Wo war der Brief, wo war die Adresse der „mitleidigen Nachbarin“ Anastasia Troeschner in Innsbruck! Würde die Post sie ohne Straßennamen und Hausnummer finden? Wo war der Brief! ... Endlich fand er sich. Gott sei gedankt, hier war er. Zehn Minuten später lief der eilig angekleidete Kammerdiener Albert auf das Telegraphenamt und erwog unterwegs, ob er seinen Dienstplatz nicht kündigung solle, denn derlei herrschaftliche Berrücktheiten sind bei Kammerdienern

nicht sonderlich beliebt. — Angekleidet erwartete der Schauspieler Prantner in seiner Studierzimmer den Morgen. Er schritt auf und nieder, rauchte Zigarren, nahm ein Buch zur Hand und legte es wieder hin, sprach ein paar Verse aus einer alten Lieblingsrolle. Wie langsam doch die Stunden schlichen. Jetzt begann es zu dämmern. Jetzt rötete sich der Himmel. Die ersten Fuhrwerke lärmten durch die Straßen. — Zwei so kleine Kinder allein auf dieser weiten Fahrt! Wenn ihnen etwas zugestoßen wäre.... Nein, nicht daran denken. Warten. Noch einige Stunden warten. Jetzt sperrte man die Haustore auf. Jetzt sah man Schulkinder durch die Straße gehen. Noch eine Stunde. Noch eine zweite Stunde.

Jetzt läutete der Depeschbote. Der Schauspieler riß ihm das Papier aus der Hand. Uebermorgen kommen die Kinder.

Um zehn Uhr vormittags legte sich der Schauspieler Prantner zu Bett und versank sogleich in tiefen Schlaf.

Am Nachmittag gab es eine große Veränderung. Das Fremdenzimmer wurde zu einem Kinderzimmer umgewandelt. Zwei Himmelbetten mit schneeweißen Vorhängen wurden gekauft, kleine Schränke und Stühle. Der Diener Albert kündigte seinen Dienst, denn er sei kein Kindermädchen. Gut. Eine saubere, ältere Frau wurde aufgenommen.

Zwei Tage lang ging Herr Prantner mit wahrhaft festlichen Gefühlen und in geradezu hochzeitlicher Erregung umher. Am Nachmittag des zweiten Tages kamen die Kinder. Die Frau mußte sie auf dem Bahnhofe erwarten. Prantner wollte sie daheim empfangen. Die ganze Wohnung hatte er mit Blumen geschmückt.

Gerade so wie vor sechs Wochen schoben sie sich zur Türe herein. Der Knabe mußte das ängstliche, kleinere Mädchen ein wenig ziehen. Und wieder sah sich der Knabe an der Türe um... wahrhaftig, da hing ein Weichwasserteufelchen, hübsch niedrig hing



es da am Pfosten, daß der Knabe ganz gut hinaufreichen, sein Fingerlein nehen und zuerst der Schwester, dann sich selber drei Kreuzlein auf Stirn, Mund und Brust zeichnen konnte. — Der Schauspieler Feltz Prantner war von seinem Sessel aufgestanden und in bebender Erregung den Kindern entgegengegangen. Jetzt blühte er sich und riß sie alle beide zugleich an seine Brust, den Buben und das kleine Schwesterlein.

„In Gottes Namen,“ sagte er und machte sich mit dem noch weihwasserfeuchten Fingerlein des Knaben ein Kreuz auf die eigene Stirne. —



# Wo das Glück wohnt —

**W**o das Glück wohnt, willst du wissen?  
Siehe dort, wo die Narzissen  
hinterm blanken Fensterlein  
gröhlich neben Rosen blühen,  
Weiß ich, daß drei Herzen glühen  
fromm und rein — — und die sind mein.

Hinterm Fenster in dem Stübchen  
schau, ein Mägdlein und ein Bübchen  
Drängen sich an eine Frau.  
Und drei Köpfschen, blond und rosig,  
Wang' an Wange, süß und kofsig,  
Dreier Augenpaare blau

Seh' am Fenster ich erscheinen —  
Ach, sie lugen nach dem Einem,  
Der den Dreien auf der Welt  
Alles Erdenglück darf spenden,  
Der in seinen starken Händen  
Ihres Schiffleins Ruder hält.

In des Gärtchens engen Wegen  
Springt das Glück ihm hold entgegen  
Und umfängt ihn inniglich.  
Schau, in diesem Heiligthume  
Blüht des Glückes Wunderblume,  
Und ihr Gärtner — der bin ich!

Heinrich Tiaden.

## Eine Entdeckungsreise

Von Ferdinand L a m e y.

**E**s mag an die 60 Jahre her sein — Hans Zutraum war noch nicht neun Jahre alt — da geschah es, daß dem Vater des Knaben ein neuer Wirkungskreis in einer Stadt des Oberlandes zugewiesen ward. Mit Zauberschlag fand sich Hans vor einer ungewohnten Herrlichkeit umgeben. Das war keine Stadt, das war ein gemauertes Märchen, ein steinernes Wunder.

Enge, krumme Gassen zwischen hohen Giebeln, kleinen und großen, schmalen und breiten Häusern. Rasche, blanke Bächlein neben zierlich mit Kieselstein gepflasterten Gehwegen. Alte, verwitterte Tortürme, ehrwürdige Brunnen von Linden beschattet.

Der Hauch einer langen und wechselvollen Vergangenheit schwebte über diesen Gassen und umflorte als ein bläuliches Wehrauchwölkenchen den hoch und licht aufspringenden Turm des Münsters, das seinen reichen Gliederbau hütend und herrschend aus der Schar der Dächer hebt, die sich bis dicht an die Strebepfeiler des Chores herandrängen. Und während waldbige Berge die Stadt mit weiten Armen schirmend umfassen, breitet nach Westen die freundlich fruchtbare Ebene den leuchtenden Teppich vor ihren Füßen aus.

Es war ein Tag Ende September, hell und warm, sommerlich sonnig und herblich verduftet. Ein gold- und silbergewirktes Prachtgewand floß von den Schultern der Berge und lag in breiten glänzenden Massen über der Ebene.

Hans machte eine erste Entdeckungsfahrt vor den Thoren seines neuen Wohnsitzes und staunte nicht wenig über den dichten Nebenkrand der von allen Seiten „die steinerne Wunder“ heiter und freundlich umrankte. Wuchsen die Trauben — kam es Hans wenigstens so

— wie Brombe und lin lodend Laube ward Guted gen wi Mund wie mit Er löste samen die Lipp lekte. geleeerter mit dem nicht das zu erb vollkom sich auf großem genen flüster Schidfal mal das schweige Schor fallen ab zugewan Verhäng mit funf ward un grollte: Wäre in eigen Hans hä können. er gestoh greiflich.